

(Nachdruck verboten.)

## Arbeit.

17]

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

### III.

Am nächsten Morgen, am Sonntag, war Lucas eben erst aufgestanden, als er einen freundschaftlichen Brief von Madame Boisgelin erhielt, die ihn auf die Guerdache zum Mittagessen einlud. Sie hatte erfahren, daß er in Beauclair sei, und da ihr bekannt war, daß die Geschwister Jordan erst am Montag heimkehren sollten, schrieb sie ihm, wie glücklich sie sein würde, ihn bei sich zu sehen und mit ihm wieder von den Pariser Tagen zu plaudern, da sie beide im armen Viertel des Faubourg Saint-Antoine in innigem Zusammenvirken eine weitreichende barmherzige Tätigkeit entwickelt hatten, von der sie mit niemand sonst sprachen. Und Lucas, der für diese Frau eine hochachtungsvolle Zuneigung empfand, antwortete auf der Stelle, daß er dankend annehme und um 11 Uhr auf der Guerdache sein werde.

Auf den wochenlangen Regen, der Beauclair überschwemmt hatte, war ein prächtiger Tag gefolgt. Strahlend hatte die Septembersonne sich an einem fleckenlos blauen, wie von den Regengüssen reingewaschenen Himmel erhoben, und sie schien so warm hernieder, daß die Strahlen bereits trocken waren. Lucas freute sich daher, die zwei Kilometer, die die Guerdache von der Stadt trennten, zu Fuß machen zu können. Als er gegen ein Viertel elf Uhr durch die Stadt kam, durch die neue Stadt, die sich vom Stadthausplatz bis an die Felder der Roumagne erstreckte, war er erstaunt über die schmucke Heiterkeit dieses reichen Viertels, und empfand stärker als je den schneidenden Gegensatz mit der trostlosen Traurigkeit des armen Viertels, das er gestern gesehen hatte. In dieser Neustadt befanden sich die Unterpräfektur, das Gerichtsgebäude, ein schönes Gefängnis, dessen Anstrich noch frisch war. Die Kirche von Saint-Vincent, ein schönes Bauwerk aus dem sechzehnten Jahrhundert, das sich zwischen der alten und neuen Stadt erhob, war erst kürzlich renoviert worden, da der Turm gedroht hatte, auf die Gläubigen niederzustürzen. Die Sonne vergoldete die hübschen Bürgerhäuser, und selbst der Stadthausplatz am Ende der verkehrsreichen Rue de Brias, mit seinem weitläufigen alten Gebäude, das zugleich als Stadthaus und als Schule diente, erhielt ein fröhliches Aussehen.

Lucas überschritt den Platz und erreichte bald das freie Feld durch die Rue de Formeries, die die gerade Fortsetzung der Rue de Brias bildete. Auf der Straße nach Formeries, fast an der Schwelle Beauclairs, lag die Guerdache. Er hatte keine Eile und schlenderte langsam, in Gedanken verloren, vor sich hin; dann wandte er sich um und sah im Norden, jenseits der Stadt, deren Terrain sich sanft abdachte, die mächtigen Hänge der Monts Bleus, durchbrochen von der steilen Schlucht, aus der die Mionne sich ergoß. Hier auf dieser Art von Aestuarium, das sich gegen die Ebene öffnete, lagen deutlich sichtbar die Gebäudemassen der Hölle mit ihren hohen Schornsteinen, ebenso wie der Hochöfen der Erzhütte, eine ganze Industriestadt — die man übrigens von allen Punkten der Roumagne auf meilenweite Entfernung erblicken konnte. Lange sah Lucas hin. Dann, während er seinen Weg gegen die Guerdache, deren prächtige Bäume er schon aus der Ferne hinüberwinken sah, langsamen Schrittes fortsetzte, rief er sich die typische Geschichte im Durignon in Erinnerung, die Jordan ihm erzählt hatte.

Der Gründer der Werke, Blaise Durignon, der einstige Streckarbeiter, hatte sich hier im Jahre 1823 mit seinen beiden Stammern am Ufer der Mionne niedergelassen. Er beschäftigte nicht mehr als zwanzig Arbeiter, erwartete nur ein bescheidenes Vermögen und hatte lediglich neben den Werkstätten das kleine Haus bauen lassen, das Deladeau, der jetzige Direktor, noch heute bewohnte. Erst Jérôme Durignon, der zweite dieses Namens, der im selben Jahre geboren wurde, in welchem sein Vater ihr Reich begründete, war ein König der Industrie geworden. In ihm hatten sich die schöpferischen Kräfte langer, arbeitsamer Generationen, alle treibenden Keime, alle uralten Reserven des Volks aufgesammelt. Jahrhunderte

und Jahrhunderte latenter Energie, eine lange Reihe zäh nach dem Glücke strebender, verzweifelt im Finstern kämpfender und erschöpft ins Grab gesunkener Ahnen drangen endlich durch, liefen aus in diesem Triumphator, der achtzehn Stunden täglich arbeiten konnte, der über eine Tüchtigkeit, einen Scharfblick, eine Willenskraft verfügte, welche alle Hindernisse überwand. In weniger als zwanzig Jahren ließ er eine Stadt aus dem Erdboden herauswachsen, beschäftigte bis zu zwölfhundert Arbeiter, gewann Millionen; und da ihm das von seinem Vater gebaute Häuschen zu enge wurde, kaufte er für achtmalshunderttausend Franken die Guerdache, mit einem großen, prächtigen Wohnhaus, das für zehn Familien Raum bot, einem schönen Park, einigen Hektar Ackerfeldern und einem Pächterhof. Die Guerdache sollte, so rechnete seine stolze Sicherheit, der patriarchalische Familiensitz werden, in welchem seine Nachkommenschaft, die zahlreichen liebenden, von allem Glück der Erde umgebenen Paare herrlich residieren würden, die aus seinem Reichthum wie aus einem gesegneten Boden entsprossen sollten. Er wollte ihnen für alle Zeiten eine Herrscherzukunft begründen durch die bezähmte, einer kleinen Zahl von Bevorzugten dienstbar gemachte Arbeit; denn die lang aufgehäuften, nun mächtig herbordrechende Kraft, die er in sich fühlte, war sie nicht unendlich, unerschöpflich, mußte sie sich nicht, selbst in verstärktem Maße, bei seinen Kindern zeigen, ohne sich noch durch lange Generationen hin zu vermindern? Da traf ihn, den Mann von Stahl, in noch jungen Jahren, als er zwei- und fünfzig zählte, der erste Streich des Schicksals. Ein Schlaganfall beraubte ihn vollständig des Gebrauchs beider Beine, und er mußte die Leitung der Werke an Michel, seinen ältesten Sohn, abtreten.

Michel Durignon, der dritte des Namens, war eben dreißig Jahre alt geworden. Er hatte einen jüngeren Bruder, Philippe, der sich in Paris gegen den Willen seines Vaters mit einer sehr schönen, aber zügellos gearteten Frau verheiratet hatte; und zwischen den beiden Brüdern war eine Schwester, Laure, schon fünf- und zwanzig Jahre alt, die ihren Eltern großen Kummer bereitere durch die außerordentliche Frömmigkeit, der sie sich ergeben hatte. Michel selbst hatte sehr jung eine sanfte und zarte, etwas kränkliche Frau geheiratet, die ihm zwei Kinder, Gustave und Suzanne, fünf und drei Jahre alt, geschenkt hatte, als er plötzlich die Leitung der Werke übernehmen mußte. Es wurde festgesetzt, daß er die Direktion im Namen und im Interesse der ganzen Familie führen sollte und jedem Mitgliede sollte dann sein Gewinnanteil nach einer im voraus vereinbarten Skala zufallen. Obgleich ihm die bewunderungswürdigen Eigenschaften seines Vaters fehlten, obgleich er weder dessen unermüdete Arbeitskraft, noch seinen durchdringenden Verstand, noch seine unvergleichliche Führergabe besaß, war er doch zuerst ein vorzüglicher Chef, und es gelang ihm, daß das Haus zehn Jahre hindurch auf gleicher Höhe zu erhalten, ja dessen Umfang sogar vorübergehend zu erweitern, indem er die alten Fabrikationseinrichtungen durch neue ersetzte. Aber bald trafen ihn traurige Ereignisse, welche die kommenden Katastrophen anzukündigen schienen. Seine Mutter war tot, sein Vater, der im Kollwagen gefahren werden mußte, hatte sich in vollständige Stummheit verschlossen, seitdem ihm das Aussprechen mancher Worte Schwierigkeiten bereitete. Dann trat seine Schwester Laure, deren Geist vollständig in mystisch-religiöser Ekstase befangen war, in ein Kloster ein, den weltlichen Freuden der Guerdache trotz aller Bitten ihrer Familie den Rücken wendend; und aus Paris erreichten ihn höchst betäubende Nachrichten von seinem Bruder Philippe, dessen Frau ein immer skandalöseres Leben führte und auch ihren Mann so demoralisierte, daß er sich dem waghalsigen Spiele, allen möglichen Ausschweifungen und Tollheiten ergab. Endlich verlor er seine Frau, das zarte und sanfte Wesen, und dies war für ihn der schwerste Schlag von allen, derjenige, der ihn aus dem Gleichgewicht brachte und ihn fast jeden moralischen Halt verlieren ließ. Schon früher hatte er seinen Gelüsten nach hübschen Mädchen nachgegeben, aber nur in geringem Maße und in tiefstem Geheimnis, um die teure, stets leidende Frau nicht zu betrüben. Aber als sie nicht mehr war, fiel jede Schranke, er nahm das Vergnügen, wo er es fand, und verschwendete

in flüchtigen Diebstählen den besten Teil seiner Zeit und seiner Kraft. Darüber verging eine weitere Epoche von zehn Jahren, während welcher die Werte langsam zurückgingen, an deren Spitze nicht mehr der siegende Feldherr aus der Zeit des mächtigen Aufschwungs stand, sondern ein schlaffer und schwelgerischer Chef, der den ganzen Ertrag verzehrte. Ein Fieber des Luxus hatte ihn ergriffen, Feste folgten auf Feste, das Vergnügen, der verschwenderische Lebensgenuss verschlang große Summen Geldes. Und zu allem Unglück trat zu diesen Ursachen des Ruins, der schlechten Führung, der täglich mehr abgeschwächten Geschäftsenergie, eine industrielle Katastrophe hinzu, die die ganze Metallindustrie der Gegend nahezu vernichtete. Die Fabrikation der billigen Sorten, der Schienen und Träger, wurde allmählich zur Unmöglichkeit gegenüber der erdrückenden Konkurrenz des Nordens und Ostens, welche infolge der Erfindung eines neuen chemischen Verfahrens in die Lage gekommen waren, bis dahin unbenutzt liegende magere Minen mit geringen Kosten auszubenten. In zwei Jahren fühlte Michel, daß die Werte zusammenzubrechen drohten; und an dem Tage, wo er für hinausgeschobene Verbindlichkeiten einer Summe von dreihunderttausend Frant bedurfte, die er nicht besaß und hätte bergen müssen, trieb ein abscheulicher Vorfall ihn vollends zum Wahnsinn. Er war damals, im Alter von beinahe vierundfünfzig Jahren, mit Leib und Seele in Banne eines hübschen Mädchens, das er aus Paris mitgebracht und in Beauclair verborgen hatte; so hielt ihn dieses Geschöpf gefangen, daß er oft dem tollen Traume nachgegeben hatte, mit ihr in ein fernes, heiteres Land zu fliehen und dort, aller Mühen und Qualen ledig, nur der Liebe zu leben. Sein Sohn Gustave, der mit siebenundzwanzig Jahren ein Leben des Mühsigangs führte, nachdem er die Schulen mit denkbar schlechtestem Erfolge verlassen hatte, neckte ihn oft mit diesem Liebesverhältnis, denn er lebte mit seinem Vater auf einem Fuße freier Kameradschaft. Er spottete übrigens auch über die Werke, weigerte sich, den Fuß in diese schmutzige und übelriechende Schmiede zu setzen, ritt spazieren, jagte, führte die leere Existenz eines lebenswürdigen jungen Edelmanns, als ob er von einer in ferne Jahrhunderte zurückreichenden Reihe vornehmer Ahnen abstammte. Und eines schönen Tages nahm er dann aus dem Schreibtisch die hunderttausend Franks, die sein Vater für die morgigen Fälligkeiten mühsam zusammengebracht hatte, und verschwand mit „Papas Maitresse“, entführte das schöne Mädchen, das sich ihm an den Hals geworfen hatte. Ins Herz getroffen durch diesen furchtbaren Schlag, der sein Vermögen und seine Liebe in derselben Minute vernichtete, zerstückelte und seiner Sinne beraubt, tötete sich Michel am nächsten Tage mit einem Revolver-schuß.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

88]

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Frik Mauthner.

Bohrmann verließ das Boudoir mit den anderen, aber er blieb hinter der Thür stehen und vernahm wie im Traume, daß der Schlüssel abgedreht wurde.

„Was machst Du hier?“ hörte er Hildes harte Stimme. „Was machst Du überhaupt für Geschichten . . . Du siehst halb verhungert aus . . . natürlich, keinen Kaffee und dann bis neun auf's Abendbrot warten . . . keine zehn Pferde bringen mich mehr her.“

Bohrmann schlich sich auf den Flur hinaus und that, als suche er etwas unter den Hüten und Stöcken. Es kamen neue Gäste. Niemand achtete auf ihn. Er ging leise vor der Flurthür des Boudoirs auf und nieder und lauschte. Von ferne glaubte er Maschas Stimme zu vernennen. Ihm schwindelte. Ohne zu denken, ohne zu wissen, was er wollte, versuchte er, ob auch diese Thür verschlossen war. Im nächsten Augenblick stand er allein im Boudoir.

Die Thür zu Maschas Schlafzimmer war nur angelehnt. Er hörte Seide knistern und eine fremde Frauenstimme, die Mascha über ihren Leint Schmeicheles sagte.

„Aber hinten muß wo eine Falte sein.“ vernahm er plötzlich Maschas Stimme. „Ich bin doch nicht buclig! Alle Herren finden immer meinen Rücken am schönsten.“

„Er kommt auch großartig zur Geltung.“ sagte die fremde Stimme. „Gnädige Frau sollten sich nur von rückwärts sehen können. Es ist wirklich zum Anbeiß.“

Bohrmann schleppte sich zur Chaiselongue und sank da völlig kraftlos auf den Teppich nieder. Den Kopf legte er in das Kissen und weinte, er wußte selbst nicht, warum. Das alles war nur so häßlich, so furchtbar häßlich.

Er hörte nicht mehr zu.

Als er wieder zu sich kam, schien Mascha wieder guter Laune zu sein. Sie plauderte mit ihrem Dienstmädchen, das ihr ebenfalls Schmeicheles sagte. Bohrmann stand auf und rückte dabei an der Chaiselongue.

„Wer ist da?“ fragte Mascha, und das Dienstmädchen lächelte.

„Wer ist da?“ rief Mascha noch einmal.

Jetzt hörte Bohrmann, wie sie das Dienstmädchen hinaus-schickte. Es sei wohl niemand. Dann trat sie auf die Schwelle des Boudoirs mit einem Lächeln auf den Lippen, wie Bohr-mann es noch nie an ihr gesehen hatte. Das Lächeln ver-schwand sofort, als sie Bohrmann erkannte.

„Sie sind es?“ rief sie verwundert. „Was wollen Sie denn hier?“

Noch nie war sie dem Lehrer so schön erschienen wie jetzt. Was sie an hatte, sah er nicht. Er sah nur, wie der Kopf und Hals und Busen aus etwas Hellem, Duftigem, aus-etwas wie gemalte Rosenblätter oder wie Spigen oder wie Spinnweben, herausleuchteten. Er wußte nicht, was er wollte und was er sprach. Er schlug nur in angstvoller Not die Hände zusammen und rief:

„Mascha, hilf mir! Mascha, was hast Du aus mir ge-macht?“

Sie lehnte sich an die Thür und strich ein Bäckchen hinter's Ohr zurück.

„Seien Sie doch nicht kindisch, lieber . . . mein lieber Hans! Was wollen Sie denn? Seien Sie doch zufrieden! Sie gehören jetzt unsrem Kreise an und werden Ihren Weg schon machen.“

„Mascha!“ rief Bohrmann und rang verzweifelt die Hände. „Was hast Du aus mir gemacht! Liebst Du mich denn nicht mehr?“

Mascha ließ die Augen über ihn hingleiten. Schon zuckte etwas um ihre Lippen, dann streckte sie sich in ihrem neuen Kleide, daß es knisterte, und sagte rasch:

„Jetzt nicht.“

„Mascha!“

„Was wollen Sie denn?“

Bohrmann stöhnte:

„Küssen!“

Und wild sprang er auf sie zu. Sie hielt ihm den Arm entgegen und rief fichernd:

„Jetzt nicht. Kühren Sie mich nicht an! . . . Einen einzigen Kuß meinerwegen. Aber vorsichtig! Hände weg!“

Sie lehnte den Kopf zurück und bot ihm die Lippen.

Begierig beugte Bohrmann sich hinab und berührte die Lippen und preßte ihre Hände, und langsam, langsam fühlte er, daß sie ihn noch liebte, daß sie noch sein war.

Da stieß ihn Mascha plötzlich mit einem heftigen Stoß von sich. Hilde stand mit ihrem träumerischen Gesicht neben ihnen auf der Schwelle des Schlafzimmers.

„Da haben wir's! Esel!“ rief Mascha und stampfte mit dem Fuße auf.

„Verloren!“ rief Bohrmann und stürzte aus dem Boudoir hinaus.

XXXIII.

Auf dem Flur begegnete Bohrmann dem Doktor Gantinger.

„Ich begreife Ihre Aufregung.“ rief dieser ihn an. „Ich suche Sie überall. Hat Mascha Sie trösten müssen? Ich komme nächstens zu Ihnen, und wir machen die Sache ab, schriftlich.“

„Ganz wie Sie wollen.“ sagte Bohrmann gedankenlos. Nur allein sein wollte er, allein mit seinem Gewissen, um rasch und kurz zu einem männlichen Entschluß zu kommen. Aber überall waren Menschen, Gäste oder die Leute von der Dienerschaft. Die Gäste sprachen ihn an, und Diener und Dienstmädchen fragten ihn, wohin er wolle. Einer der Lohndiener fragte gar nicht erst und wies ihm dienst-gefällig einen Weg. Bohrmann lehrte entriistet um und wollte auf die Straße hinunter. Aber hatte er nicht Pflichten gegen Hilde?

Entschlossen öffnete er noch einmal vom Flur aus die Thür zum Boudoir. Er wollte seine Frau in Schutz nehmen oder ihr Rede stehen, je nachdem. Nur nicht feige sein!

Die beiden Frauen mußten das Zimmer verlassen haben. Wer weiß, nach welchen Worten! Einerlei, er war

allein. Allein in Maschas Douboir und dann in Maschas Schlafzimmer, denn auch das war leer, und Bohrmann überschritt die geheiligte Schwelle. Neben ihrem Bette, das mit feiner Seide und den Spitzen und den Engelsköpfen des Bettstimmels verführerisch und feenhaft ausfah, wie sie selbst, sank Bohrmann in einen kleinen Lehnstuhl.

Er mußte nicht viel von der Welt, aber die weitesten Umrisse seiner Pflicht stiegen vor diesem märchenhaften Lotterlager plötzlich in ihm auf. Er hatte durch seine wilde Unbesonnenheit Maschas Stellung untergraben, er mußte ihr Genugthuung geben, er mußte sie heiraten. Nichts durfte sie aus dem Hause des reichen Mannes mitnehmen, als etwa dieses Feenbett. Sein Beruf, die Arbeit eines Lehrers, mußte sie fortan ernähren.

An Hilde, an die Kinder durfte Bohrmann nicht denken, sonst wären die Thränen frei geworden und hätten sein Pflichtgefühl erstickt.

Er erhob sich, wischte sich die Augen und kehrte durch das Douboir entschlossen in die Gesellschaftsräume zurück. Ohne Aufschub wollte er zuerst Mascha seinen Entschluß mitteilen und dann auf der Stelle mit Hilde nach Hause zurückkehren.

Die Säle waren gefüllt mit gepukten Menschen. Diese Leute redeten in deutscher Sprache, vielleicht von bekannten Dingen, vielleicht von dem eben vorgelesenen Mysterium. Das ging ihn wohl gar an? Wie denn? Aber Bohrmann sah und hörte nichts. Er suchte Mascha.

Endlich fand er sie, nicht weit vom Eingang, wo sie wieder neue Gäste begrüßte. Bohrmann hätte nicht sagen können, ob er die eintretenden kannte oder nicht. Auch das Gesicht Maschas sah er nicht deutlich, nur die Erscheinung, wie sie vorhin so verhängnisvoll über die Schwelle des Schlafzimmers getreten war, sah er wieder.

Sie war umringt und er konnte nicht mit ihr sprechen. Da erblickte sie ihn und lächelte ihm freundlich zu, als ob nichts vorgefallen wäre. Welche Größe des Geistes, ja welche Beherrschung diese Frau besaß. Bohrmann stellte sich ihr feierlich gegenüber und nickte ihr zweimal ernsthaft zu, wobei er zugleich beruhigend die flache Hand erhob. Sie mußte ihn verstehen. Es sollte heißen: Verlaß' Dich auf mich, ich werde Dich nicht untergehen lassen, ich werde Dich heiraten.

Dann erst suchte er seine Frau, um sie hinwegzuführen aus diesem entheiligten Hause. Er suchte lange vergebens; endlich entdeckte er sie zwischen Konrad und einem glattrasierten hübschen, jungen Mann. Sie kam ihm verändert vor. Natürlich, nach einem solchen Erlebnis. Aber traurig schien sie nicht. Sie plauderte lebhafter als sonst. Nur ihre Augen hatten den rätselhaften, träumerischen Glanz, wie so oft, bevor sie zu zanken anfing.

Sie verstummte, als Bohrmann auf sie trat. Ihr Nachbar, wohl ein junger Schauspieler, küßte ihr den Arm über dem neuen schwedischen Handschuh und sagte:

„Schaun's, gnä' Frau, Sie müssen auf's Theater. So ein Gotscherl wie Sie hat keine zweite. Und wie Sie dieses gräßliche Berlinisch plauschen, darüber geht mir, darüber geht schon gar mir.“

„Sohannes Bohrmann,“ sagte der Lehrer, sich vorstellend. „Sie werden gütigst verzeihen, mein Herr, aber ich habe mit meiner Frau einige Worte zu sprechen.“

„Freut mich furchtbar, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Freut mich kolossal . . . ich bleibe in der Näh', gnä' Frau . . . Ihre Frau Gemahlin sitzt nachher zwischen unserm Direktor und meiner Benigkeit.“

Konrad blieb ruhig sitzen.

„Bist Du verrückt?“ fragte Hilde. „Was willst Du denn?“ „Es ist möglich, daß ich wahnsinnig bin,“ sagte Bohrmann schwer atmend. „Ich danke Dir, daß Du es über Dich gewonnen hast, so lange hier auszuhalten. Inzwischen ist mein Entschluß gereift. Komm, wir wollen nach Hause und das Furchtbare zu Hause besprechen.“

„Du bist wahrhaftig übergeschauappt! Jetzt, wo es endlich was zu essen geben wird. Und wo der weite Junge mir den Hof macht. Warum denn?“

„Liebe Hilde, ich danke Dir, daß Du das Furchtbare selbst vor unsrem Freunde verbergen willst. Aber es wird bald kein Geheimnis mehr sein. Nach dem Vorgefallenen können wir natürlich nicht länger bei einander bleiben. Ich darf Mascha nicht untergehen lassen. Wir müssen uns trennen. Die Kinder werden gewiß Dir zugesprochen werden. Beide! Nicht einmal die Erziehung Siegfrieds . . .“

Bohrmann konnte nicht weitersprechen. Er setzte sich in den Stuhl, den der junge Schauspieler frei gelassen hatte, und ließ die Thränen seine Waden hinunterriunen.

„Du bist wohl hops?“ rief Hilde lachend, stand auf und deckte geschickt ihren weinenden Mann, mit dem sie munter zu plaudern schien. Und unter dem Zwang, sich freundlich zu stellen, waren wohl auch ihre Worte freundlicher als sonst. Es sei ja ganz und gar nichts vorgefallen. Mascha habe ihr die Sache einfach erklärt.

„Du bist begreiflicherweise ganz verrückt geworden über den Schust, den Gantinger, dem Du in Deiner Dummheit alle Rechte so gut wie geschenkt hast. Du bist in Deiner Verzweiflung zu Mascha Lofe gelaufen. Daß sie Dein Schwarm ist, das weiß ich doch nicht von heute. Du hast gestimmt und ihr Dein Leid gellagt. Da hat sie Dich getröstet und Dich für einen großen Dichter erklärt. Und da warst Du endlich einmal vernünftig genug, ihr einen Stuß zu geben. Was ist da weiter daran? . . . Und deshalb will dieser Mensch vor dem Abendbrot nach Hause gehen! . . . Ich stehe mit Mascha besser als je. Hier, dieses Armband hat sie mir für heute abend geborgt und den Fächer.“

Jetzt erst bemerkte Bohrmann den großen Fächer von weißen Straußenfedern und das breite Goldband an Hildes Arm. Darum sah sie auch so verändert aus.

Und der schreckliche Auftritt von vorhin sollte weggeweht sein, wie dieser Fächer die heiße Luft wegwehte von seinen brennenden Augen! Die Lüge sollte aufs neue beginnen! Durfte er aber Mascha verraten, wenn sie nur einen ersten Stuß, einen rein geistigen, zugegeben hatte?

„Was soll nun werden, was soll nun werden?“ rief Bohrmann.

„Dafür laß' mich sorgen,“ antwortete Hilde mit einem bösen Lächeln. „Ich habe bei dieser Gelegenheit erst erfahren, wie das alles gekommen ist, wie Du das Geld zu verschlampen verstellst. Fünfhundert Mark ist ein schönes Stück Geld für so eine Dichterei. Aber nach Hause bringen muß man's! Bitte, bitte! Darüber rege ich mich nicht auf. Es ist nur, daß ich weiß, es ist nicht mit Deinen Theater-einnahmen und mit all dem Zeug. Konrad ist ganz meiner Meinung. Was daraus werden soll, wirst Du bald erfahren.“

Bohrmann blickte fragend auf Konrad, der mit einem unzufriedenen Gesichtsausdruck auf seinem Stuhle saß.

„Das ist alles Bestimmung“, sagte er jetzt so langsam, als ob er müde wäre. „Hilde will mich zu einem ordentlichen Menschen machen, trotzdem der Wein des Menschen Herz erfreut. Sapid' sie nach Hause. Laß' mich eine Pulle Sekt trinken, und ich will offen gegen Dich sein. Man wird mich hinaus-schmeißen, aber man wird dann einen Ehrenmann hinaus-schmeißen. Kriege ich nichts zu trinken, so sage ich nicht die Wahrheit. Im Wein liegt Wahrheit. Einen ordentlichen Menschen! Die Höhe kennen wir! So einen, von denen zwölf auf ein Duzend gehen, einen Heuchler und Pharisäer . . . Bruder, die Hand Deiner Frau ruht schwer auf mir . . .“

Der junge Schauspieler kam wieder heran, Hildes rechten Arm zu erbitten; man gehe ja schon zu Tisch. Konrad nahm galant Hildes linken Arm und ergriff im Vorübergehen Bohrmanns Claquehut.

„Mein ist der Helm, und mir gehört er zu . . . Wozu brandst Du noch den Deckel, wo Du doch den Kopf verloren hast?“ (Fortsetzung folgt.)

## Kleines Aeuiletou.

th. Im Tiergarten. Herrschaften das Leben ist doch schön! Daran ist absolut nicht zu zweifeln. Wenn die Köpfer aßerhand daran anzusehen sind und meilen, dies und das könnte anders sein, so sind das eben die Köpfer; so im allgemeinen lebt es sich prächtig auf unsrer guten alten Erde.

Wer mich diese Weisheit gelehrt hat? Ich will es Euch im Vertrauen sagen: der Berliner Tiergarten.

Der Berliner Tiergarten ist wundervoll, besonders jetzt, wo der Lenz hereinzieht. Man muß aber am Vormittag hingehen, früh um Neun oder Zehn, wenn das Leben draußen im Westen eben erwacht.

Goldnen liegt die Sonne auf Wiesen und Wegen, die Bäume so grün, so mattenfrisch. Da voll sinossen sitzen die alten Kastanien, rötlich färden sich schon die Spitzen der hundertjährigen Eichen, — Sprossen, Keimen, Wachsen überall; und die Weiber bligen dunkelblau.

### Meteorologisches.

Und dazwischen die Vögel. In der Duche wiegt sich der Staar und plappert mit ausgepreizten Flügeln; auf dem Rasen laufen die Drosseln umher, ein Endchen rennen sie, dann bleiben sie stehen, pieksen den Schnabel in die Erde und wippen hin und her, Geller Jubel aus allen Zweigen. Weisengezwitscher, Fintengesang. Das Mottekfläch plüßert die schimmernde Kechle und trillert aus voller Brust; sein Lenzlied singt es, sein Hochzeitslied.

O du wundervolle Morgenfrische, löstliche frühlingstfrohe Herrlichkeit!

Wenn man nur auch etwas davon hätte!

Bitte sehr, es haben sehr viele davon. Auf allen Wegen wimmelt es von Menschen. So viele sind es und doch so wenig. Sie verlieren sich in dem großen Park. Sie zählen nach Hunderten, vielleicht nach Tausenden, und doch hat jeder für sich sein Stüchlein Waldesfamkeit.

Und es sind fröhliche Menschen, lachende, glückliche Menschen. Sie gehen nicht hastig, im Geschäftschritt, sie kommen nicht bloß hierher, weil gerade der Weg sie vorüber führt, o nein, sie wollen spazieren gehen, nur genießen. Niemand treibt sie, niemand wartet auf sie mit Arbeit, sie brauchen nicht zu jagen im Kampf ums Brot, sie haben Zeit, schon am Vormittag.

Da sind die Damen. Sie haben ihre Frühjahrstoiletten angelegt. Sehr elegant sehen sie aus in den zarten blauen, roten und silbergrauen Kleidern. Ihre Hüfte find wahre Blumenbüschel, zierlich balancieren sie die seidnen Schirme, mustern die Vorübergehenden und passen auf, ob auch sie gemustert werden. Sie sind sehr stolz, wenn man sie bewundert, doppelt stolz, wenn „man“ sogar ein Herr ist. Sie haben im Ernst keine andre Sorge, als daß sie so hübsch wie nur möglich sind.

Ganz langsam gehen sie, Schritt für Schritt. Manchmal bleiben sie stehen, sehen eine Weile in das junge Grün und atmen die wirzige Luft in vollen Zügen ein. Warum denn eilen? Man versäumt ja nichts; man braucht nicht in der Wirtschaft zu schaffen, zu seggen, zu scheitern und zu lochen, dafür hat man die Dienerschaft. Man geht nur spazieren und freut sich des Daseins.

Manche setzen sich auch auf eine Bank, träumen ins Grüne oder nehmen ein Buch vor. Es sitzt sich gut hier unter schwankeuden Ästen, entschieden schöner, als in dumpfer Küche, in lärmenden Fabriken, in finstren Läden, im nervenzerrüttenden Lärm des Großbazzars.

Und die Kinder haben freie Lust. Während Mama liest und träumt, spaziert die Puppe mit ihnen umher; sie spielen Ball und jagen sich und sittern die Spazier, die am Wegrand lauern.

Auf den Fahrwegen, welch' ein Leben! Jede Sekunde wechselt das Bild. Jetzt Radler und Radlerinnen, nun Equipagen, zierliche Korbwagen, elegante Landauer, dazwischen das schwere Automobil. In langen Reihen fliegen Reiter und Reiterinnen vorbei, die Augen blitzen, die Wangen glühen. Hinans geht es, nach dunklen Wäldern und blauen Seen, hinaus!

Am Damm steht eine alte Frau und lehrt den Unrat zusammen, der sich gesammelt hat. Sie sieht well und müde aus, und eine dicke Staubwolke fliegt um sie her. Sie zieht bis auf die Promenade hinüber. Die junge Dame mit dem Rosenhut hält das feine Spitzentuch vor die Nase: „Pfui, ob sie das nicht früher machen können, gerade jetzt in der Promenadenzeit!“

Und dann geht sie tiefer in den Park hinein, da singen die Vögel, da ist es frisch und kühl, da fliegt kein Staub.

Herrschaften, der selige Schiller hat recht, das Leben ist doch schön! —

### Aus dem Tierleben.

— Das Verschwinden der Bitterlinge und Krebsse. Während es noch vor etwa 20 Jahren in den Gewässern von Kottbus überall Bitterlinge, oft in großer Zahl, gab, sind diese Fische, wie Dr. D. Schulze in „Natur und Haus“ berichtet, jetzt völlig verschwunden. Ihr Verschwinden fällt zeitlich zusammen mit dem Verschwinden der Krebsse. Dieses wird nun auf das Auftreten der Krebspest zurückgeführt, von einer Bitterlingspest aber wurde nichts gehört. Und doch muß man wohl eine gleiche Ursache für das Verschwinden beider Tierarten annehmen. Da scheint es nicht ganz zufällig zu sein, daß Bitterlinge und Krebsse anfangen anzustorben, als in der dortigen Gegend, die eine starke Textilindustrie hat und somit auch viele Färbereien, angefangen wurde, die Wolle hauptsächlich mit Anilinfarben anstatt wie früher mit Blauholz, Rotholz usw. zu färben. Den Anilinfarben selbst dürfte dabei nicht die Hauptschuld beizumessen sein, wohl aber den Mineralsäuren, die in großer Menge gebraucht und dann in die Flußläufe gelassen wurden. Das säurehaltige Wasser scheint nun schädigend auf beide Tierarten eingewirkt zu haben, so daß sie geschwächt wurden. Der Krebsse scheint dann in seinem geschwächten, kranklichen Organismus einen günstigen Nährboden für Mikroorganismen geboten zu haben, die sicher schon vorher da waren, aber dem kräftigen Tiere nichts anhaben konnten. Woran die Bitterlinge zu Grunde gegangen sind, darüber sind noch keine Untersuchungen angestellt worden, eine ähnliche oder dieselbe Ursache wie beim Krebsse muß man wohl aber annehmen. Allerdings ist es etwas seltsam, daß nur diese beiden Tierarten geschädigt wurden, nicht aber andre, die dem gleichen Wasser ausgesetzt waren, doch ist es immerhin möglich, daß dieselbe Ursache für andre Tierarten nicht so schädlich zu sein braucht. —

— Die Abhängigkeit der Ernte-Erträge von den Bitterungsverhältnissen. Die „Köln. Zeitung“ schreibt: Es ist eine altbekannte Thatsache, daß das Gedeihen der Feldfrüchte in sehr hohem Grade von den Bitterungsverhältnissen bedingt ist, aber wie sich im einzelnen diese Abhängigkeit gestaltet, welche Bitterungsverhältnisse bestimmte Fruchtarten in der Entwicklung begünstigen oder schädigen, darüber sind noch sehr wenig genaue Beobachtungen bekannt geworden. Um so wichtiger erscheinen daher die Untersuchungen, welche soeben vom sächsischen meteorologischen Institut über die Ernte-Erträge im Königreich Sachsen in ihrer Abhängigkeit von den Bitterungsverhältnissen veröffentlicht worden sind, besonders da diese Untersuchungen nach strenger wissenschaftlicher Methode durchgeführt sind und auf zwölfjährigen Beobachtungen beruhen, welche von Dr. Grohmann bearbeitet worden sind. Selbstverständlich hat diese wichtige Arbeit neben dem unmittelbar örtlichen ein sehr großes allgemeines Interesse weit über die Grenzen Sachsens hinaus. Es wurden dabei drei Gruppen von Bezirken unterschieden: solche mit sehr günstigem Klima und gutem Boden, solche mit mittlerem Boden und solche mit weniger günstigem Klima und geringem Boden. Für die erste Gruppe fand sich, daß auf den Ertrag an Wintergetreide und Mays die Bitterung in der Zeit der ersten Entwicklung und das darauffolgende Winterwetter hervorragenden Einfluß ausübt. Je wärmer Herbst und Winter, um so größer, je niedriger die Temperatur und je anhaltender die Schneedecke, um so geringer ist der Ertrag. Große Nässe und Kälte beeinträchtigen ihn, geringer Niederschlag schadet nicht. Sommergetreide und Hülsenfrüchte werden in den Erträgen durch übernormale Feuchtigkeit und durch hohe Frühjahr-Temperatur günstig beeinflusst; trockene, heiße, kalte und nasse Jahre geben nur unternormale Ernten. Hohe Erträge an Knollen der Kartoffeln liefert ein mäßig feuchtes Jahr mit sehr warmem Sommer, geringe Erträge derselben sind in nassen, kalten oder troden warmen Jahren zu erwarten. Besonders ungünstig wirkt ein kalter Sommer. Für die Müdenarten bedingen normale Feuchtigkeits- und Wärmeverhältnisse eine reiche Ernte, bei Trockenheit und Wärme fällt sie dagegen schlecht aus. Der Futterbau bedarf zu reichlichen Ernten des warmen, feuchten Wetters, trocknes kaltes oder trocknes heißes Wetter liefern ungenügende Ernten. Der Einfluß des Wetters in Gruppe II ist im wesentlichen der gleiche wie bei der ersten Gruppe. Dagegen zeigen in der dritten Gruppe die verschiedenen Gegenden (Mittelschouptmannschaften) nur in wenigen Punkten Uebereinstimmung. Das Wintergetreide verhält sich gegenüber dem Wetter genau so wie in den übrigen Gruppen. Dagegen ist hier ein Einfluß der Bitterung auf den Ertrag des Sommergetreides vielfach nicht nachweisbar. Bezüglich der Kartoffeln, der Müden und des Krauts herrscht wieder Uebereinstimmung mit den andren Gruppen. Die Menge des geernteten Klees und Wiesenheus ist dann am größten, wenn das Jahr übernormal naß erscheint mit hohen Temperaturen. Geringe Mengen Futter werden geerntet in trockenen, heißen Jahren, besonders eine mehrijährige Periode der Trockenheit macht sich in Bezug auf Futterwuchs sehr ungünstig geltend. —

### Humoristisches.

— Hohe Schule. „Wo hast Du Dir denn gar a so ordinäre Sprach angewöhnt, Cenzi?“

„Ja woacht, i war Kellnerin in Rorderney, da hab' i für die Herrschaften allawei recht altboarisch reden müssen.“ —

— Täuschung. „Was ist denn das für ein hohes Tier mit seinen vielen Orden?“

„Der? Der war Portier in einem Bahnhof mit lebhaftem Fürstenverkehr.“ — („Simpl.“)

### Notizen.

— Von John Henry Madah erscheint dieser Tage ein neues Werk: „Der Schwimmer, die Geschichte einer Leidenschaft“, bei S. Fischer in Berlin. —

— Ernst Kosmers Bühnendichtung „Mutter Maria“ gelangt noch in dieser Saison am Deutschen Theater zur Aufführung. —

— Byrons Tragödie „Sardanapal“ gelangt Sonnabend nachmittags durch den Akademischen Verein für Kunst und Litteratur im Theater des Westens zur Aufführung. —

— Gottschalls Drama „Mahab“ erlangt bei der Erstaufführung im Stuttgarter Hoftheater einen Achtungserfolg. —

— Die Eröffnung der SeceSSIONS-Ausstellung findet am 8. Mai, der Kunstausstellung am 4. Mai statt; der Ausstellungspark wird bereits vom 1. Mai ab dem Publikum zugänglich sein. —

— Bei Ausgrabungen in Megina fand man fünf Statuentöpfe von großer Schönheit, die zu den in der Münchener Glyptothek befindlichen äginetischen Siebelgruppen gehören. —